

„Du hast recht verstanden und ich will dir auch, weil du mein Freund bist, meine Absicht erklären. Ich gedenke die alte Kapelle an der Frauengasse in eine Büttelei umzuwandeln, da es in der Stadt an Raum für die Verbrecher mangelt.“

Birckner wich unwillkürlich zurück.

„Bist du bei Sinnen, Bernhard?“

„Vollkommen! Nie wußte ich genauer, was zu tun nötig ist. Und noch einmal auf die neuingerichtete Büttelei zu kommen, die erste, die darin ihre Strafe verbüßt, wird des Wiesenmüllers Tochter sein, die dein Kind fahrlässig umbrachte. Ist dir das nicht eine Genugthuung?“

Birckner hielt der Gerechtigkeit des Freundes vieles zu gut. Er hörte es am Ton seiner Stimme, wie mühsam er sich zu beherrschter Ruhe zwang. Aber war denn in dem Wirrwarr der letzten Tage ganz das Gefühl für Freundschaft in diesem Manne abgestorben?

Birckner überwand sich noch einmal zur Güte. „Bernhard, selbst wenn du dir der Frevelhaftigkeit deines Handelns nicht bewußt wurdest, selbst wenn du uns sämtliche Ratsherren übergingest und uns vor die vollendete schlechte Tatsache stelltest, so durftest du doch nicht außer acht lassen, wie weh du mir, gerade mir durch diese Entweihung der Kapelle tatest.“

„Das Kirchenheiligtum wird mehr geschändet durch feyerliche Gottesdienste als wenn es ehrlichen Gemeindegewerksamen dienstbar gemacht wird.“

„Die Kapelle unserer lieben Frauen, meiner Donatens Voreltern stifteten sie. Nun soll sie zur Mördergrube herabgewürdigt werden.“ Birckner sprach die Worte leise, traurig vor sich hin.

„Freilich,“ höhnte Tanner, „der gute Platzbecker hat nun damals sein schönes Geld aus der hohlen Pöckler Kiefer umsonst in die Kirche gesteckt.“

Tanner gehörte zu denjenigen Naturen, die, wenn sie selber sehr leiden, sich Vinderung verschaffen, indem sie andere leiden machen.

Birckner beehrte auf. „Was führst du die aus der Luft gegriffene Geschichte von dem Pöckler Goldschatz wieder an? Du weißt gut genug, daß Donatens Ahne Platzbecker die Kapelle mit seinen sauer verdienten und redlich erworbenen Reichthümern gründete, einzig getrieben von der Sorge um sein und seiner Frau Seelenheil.“

Tief verletzt und schmerzlich an sein Leid erinnert, wandte Birckner Tanner den Rücken. In der Thür kehrte er sich um und heftete seine klaren Augen in des Bürgermeisters heute unsterk funkeln.

„Bernhard Tanner,“ sprach er mit ernster Eindringlichkeit, „vor Tagen erst rügest du an einem andern die Besinnung kleinlicher Rachsucht. Mich dünkt, mit dem ersten Stein, den deine Bauleute in die Kapellenfenster mauerten, gingst du des Rechtes verlustig, über niedrige Denkart zu Gericht zu sitzen.“

Ohne Gruß gingen die Freunde für eine lange Trennung auseinander.

Was machte sich der Bürgermeister weiter an? Er verteilte das Einwurzeln der lutherischen Lehre kraft seiner Stellung als Oberhaupt der Stadt. Die Verordnungen des neuen kurfürstlichen Landesherrn stieß er einfach um. Der war ja weit weg, und sein Arm konnte nicht so schnell herreichen. Aber Tanners Faust, die war nicht träge im Zupacken. Die Bischofswerdaer fürchteten ihn und duckten sich vor ihm, denn er hatte sich nicht gescheut, einige von ihnen ihrer lutherischen Begeisterung wegen unter Verdacht der Aufwiegelung Andersgesinnter kurzerhand in das neue Gefängnis der Frauenkapelle zu werfen. Da traute sich niemand recht zum Kirchgang und der Superintendent Opitz predigte vor leeren Bänken. Diejenigen, welche meinten, der Gefahr dadurch auszuweichen, daß sie nach Puzlau, Rammenau oder Frankenthal zum Gottesdienst pilgerten,

mußten erfahren, daß Tanners But auch jenseits der Stadtgrenze nicht Halt machte. Von der Straße weg schleppten die handfesten Stadtknechte mehrere der erschrockenen Leute in die Kapellen-Büttelei, von wo sie erst nach Tagen ihre Freiheit wiedererlangten.

Nun hatte Tanner erreicht, daß keine klare Religion mehr in der Stadt zu finden war. Zwischen Messe und Abendmahl stand mit leeren Händen die Gemeinde. Das eine war ihr weggenommen und das andere verwehrt. Durch seine Willkür verlernten die Bischofswerdaer zuletzt die Liebe zu ihrem Bürgermeister.

Jahr um Jahr segenvollen Wirkens durfte Bernhard Tanner hinter sich legen. Jahr um Jahr hatte er den Lohn seines tüchtigen Schaffens in dem Aufblühen seiner anvertrauten Stadt genossen. Die Webereien standen nie still und füllten stets aufs neue die Tuchhallen im Rathause. Die Töpfereien ließen das Feuer nicht ausgehen in ihren Glutöfen. Überall um die Stadtmauern herum lag ein lustiger Kranz klappernder Mühlen, deren Räder in rastlosem Drehen auf- und niedertauchten im frischspritzenden Wasser. Drinnen in den Mühlen häufte sich das weißpudrige, nahrhafte Mehl zu einem Bollwerk gegen Teuerung und Hungersnot. Die Schenken in den Dörfern im Umkreis hatte Bischofswerdaer Brauerfleiß errichtet. Bei allem hatte Tanner seine fördernde Hand im Spiele gehabt. Tanners Lob wurde gesungen, wenn von dem Wohle der Stadt die Rede war. Und doch besann sich der Bürgermeister jezt keinen Augenblick, das Wohl der Stadt, das zu hüten seines Amtes war, zu stören und sich in verhängnisvoller Machtbegier dem Frieden in den Weg zu stellen.

Der Krummstab bricht

Wenn ein breiter, tiefer, gewaltiger Strom mit der ruhigen Sicherheit seines gelassenen Laufes sich über das Land ergießt, so schwemmt er zuletzt auch den Felsblock hinweg, mag er noch so kantig sein und im Entgegenstemmen wilde Strudel verursachen.

Trotzdem Tanner seine Machtbefugnisse wahnwitzig überspannte, vermochte er doch den Anbruch einer neuen Epoche der Regierung und des Glaubens nicht aufzuhalten. Nicht lange währte es, da kam von Dresden ein scharfes Schreiben mit dem kurfürstlichen Siegel an den Bischofswerdaer Bürgermeister, worin er unter Androhung der Amtsentziehung ernstlich verwarnt wurde, sich künftig allen böswilligen Unfugs gegen die Obrigkeit und der von dieser eingesezten Kirche zu enthalten. Tanner hatte es wohl seiner auch vom Kurfürsten anerkannten Tüchtigkeit oder vielleicht auch der Fürbitte Joh. v. Haugwitz' zu danken, daß er mit dem bloßen Verweis davonkam. Er hätte aber auch dessen nicht bedurft. Denn fast zur selben Stunde sandte ihm der Bischof die persönliche Nachricht, daß er Verzicht geleistet hätte auf das Hochstift Meissen und nunmehr Bischofswerda und Stolpen in aller Form an Kurfürsten abgetreten seien. Er selbst weile derzeit in Dresden beim Kurfürsten August zur Unterzeichnung der Abdankungs-urkunde und der Tauschverträge.

Da zerbrach das Steuer, das allzu heftig angezogen, in des Bürgermeisters Hand, und sein gewaltames Tun entbehrte nun auch des letzten spärlichen Schimmers von Recht.

Als Agnes erfuhr, daß Johannes von Haugwitz nicht mehr Bischof von Meissen war, überfiel sie liebender Jammer um ihn, als wenn sie niemals von ihm gelassen hätte. Sie fühlte ihr Herz schwach werden und übermächtig nach einer teilnehmenden, stützenden Seele verlangen, der sie sich mitteilen konnte, ohne fürchten zu müssen, die Schlacken am Grunde ihres Herzens mit auszuschütten.

Geleitet von der heimlichen Gewißheit eines Verbundenseins in der gleichen Kümmeris betrat Agnes Bürgermeister Tanners spitzgiebeliges, steilgedachtes Haus am Markt. Sowie sich der alte Mann, dessen Inneres eben-